

„GLÜCK“

*Auszug aus dem in Arbeit befindlichen Roman „Dichterliebe“ (AT) von Petra Morsbach (Entwurf, Sept 2011)*

*Der Roman spielt Mitte der 1990er Jahre. Der Held Henry Steiger, 60jähriger DDR-Lyriker, nun im Westen lebend, kehrt zu einer Lesung in die Stadt seiner Kindheit (Aue in Sachsen) zurück.*

Als ich über die Hügelkuppe vor Aue komme, reißt die Wolkendecke, der zerklüftete Kessel ist auf einmal erfüllt von Licht. Die Fabrikgebäude an den Hängen schimmern weiß, zwei Schornsteine, die aus dem Tal gen Himmel ragen, leuchten orangefarben auf. Schon rollt der Wagen ins Zentrum hinab, aber der Anblick bleibt hängen: meine düstere Stadt mit diesen riesigen glühenden Ausrufezeichen eine fast mystische Szenerie. Unten spinnwebfeiner, silbriger Regen.

Zwischen diesen Gründerzeitblocks bin ich aufgewachsen, in einem Fachwerkhaus im Hinterhof. Eine Durchfahrt mit geriffelten metallenen Radspuren, mehr Tunnel als Torbogen, führte unter dem Bürgerhaus hindurch. Unser Haus quetschte sich an die Brandmauer. Im Erdgeschoß wohnte der Hausmeister, der nebenbei Schuhmacher war; zum ersten Stock führte eine Holzstiege. Mein Vater verließ das Haus morgens mit seiner ledernen Aktentasche. Er schlich durch Hof und Tunnel und tat einen langen Schritt auf die Straße. Dort im Licht streckte er sich, warf den Kopf in den Nacken und ließ die Selbstgewißheit eines Verführers in seine Züge fließen. Vater arbeitete als Vertreter. Ich habe diese Metamorphose nur einmal beobachtet und war doch sicher, daß sie jeden Tag stattfand; er wiederum, als sei sie ihm durch mich bewußt geworden, wußte meine Zeugenschaft fortan zu vermeiden.

Mein Vater war ein verurteilter Betrüger. Alle anderen Männer der Familie, Vater und Großvater, Onkel und Vettern waren Bergleute gewesen, die ihre Groschen zusammenlegten, damit er, der Begabte, eine höhere Schule besuchen konnte. Er studierte auch und wurde Lehrer, aber dann ließ er sich was zuschulden kommen und schied aus dem Staatsdienst aus. Von den Großeltern, die ein paar Kilometer weiter in Schlema wohnten, habe ich nie ein Wort des Vorwurfs gehört. Allerdings besuchte er sie nicht; nur mich schickte er hin. Ich schlenderte an der Mulde entlang oder trödelte übers Hohe Holz, eilig hatte ich es nie. Mein Großvater litt an einer Staublunge, er keuchte, würgte und spuckte furchterregend. Manchmal übernachtete ich dort, und jedes Mal rang er so laut, fast jaulend um Atem, daß ich entsetzt war. Ich schlief in der Küche auf der Bank und hörte durch die Wand alles, einmal auch seinen erstickten Schrei: „Hilfe!“, und dann das Schluchzen und die Küsse meiner Oma, die ihn trösten wollte. „Mein Armer!“ rief sie, auf Sächsisch natürlich: „Mein Oarmer!“ Am Morgen, als ich zermürbt in den Hof stolperte, kam er, die Nachthemdbrust gelbrot gesprenkelt, aus dem Klo und lächelte mir verlegen aufmunternd zu.

Später sollte ich ihn auf einem Spaziergang begleiten. Er stützte sich mit der Rechten auf einen Stock und mit der Linken auf meine Schulter; ich war vielleicht acht und fürchtete mich. Aber dann wurde er ruhiger, wir gingen langsam, immer wieder verschlaufend, hinunter zu den Kuranlagen, durch die auch damals, ein Jahr vor Kriegsende, noch Kurgäste flanierten. Dort setzten wir uns auf eine Bank. Das Wetter war warm und diesig, etwas neblig sogar, doch Großvater wendete den Kopf hin und her nach allen Seiten und schien jedes Bild zu genießen. Schließlich sank sein blasser, milder Blick auf mich. „Wie‘ch so alt war wie du, da konnt iech’s net erwardn eizefoahrn.“ Er schüttelte lächelnd den Kopf wie über einen schlechten Scherz. Am Horizont sah man Schneeberg, die herrliche Stadt; auf ihrer Kuppe als Silhouette St.

Wolfgang wie eine riesige Zitadelle. Schneeberg war imposant mit seinem weißen Rathaus und dem viereckigen Turm, dem weiten Marktplatz, den prachtvollen verschnörkelten Fassaden, Touristen riefen Ah und Oh, und all das verdankte sich dem Silber und Erz aus den Bergen. Aber der Reichtum dieser Berge war verseucht, weshalb Schneeberg auch der Name einer Krankheit wurde, die drei von vier Bergleuten tötete; die Schneeberger Pracht war erbaut auf den zerfressenen Lungen, den vergifteten Adern und den blutenden Kehlen der Bergleute. Mein Großvater hatte bereits die meisten seiner Kumpel überlebt. „Guud, dass iech so zeidich bergferdich war“, sagte er. Bergfertig ist ein Bergmann, der nicht mehr kann. Großvater war mit dreißig so weit gewesen, seitdem rang er nach Luft. Was hatte er von seinen Jahren?

Er hatte Licht. Das habe ich erst später verstanden: den Lichtkult der erzgebirgischen Bergleute, die monatelang keine Sonne sahen, sie fuhren im Winterhalbjahr bei Dunkelheit ein und bei Dunkelheit aus. Deshalb das Theater um Schwibbögen, Pyramiden und Kerzenkarussells, der ganze mir so verhaßte Erzgebirgskitsch. Großvater bot seine graue Wange der Sonne dar und lächelte: „Heerste de Veechel?“ Ja, jetzt hörte ich sie: ein millionenstimmiges Geflüte und Gezwitzcher aus dem fetten Laub der Wälder, aus allen grünen Büschen und Hecken des Schlematals.

Vor zwanzig Jahren war ich das letzte Mal dort. Inzwischen hatten die Russen die Verwaltung übernommen und suchten mit Dringlichkeit Uran für ihr Atomprogramm. Zehntausende Bergarbeiter trieben Schächte durch die Hügel, förderten Millionen Tonnen Erz und taubes Gestein, rissen mit immer potenteren Maschinen die Erde auf, warfen sie samt Baum und Strauch beiseite und karrten den Abraum darüber. Halden und Schlammteiche bildeten eine Mondszenerie, die ganze Straßenzüge verschlang. Durchs Großmutter's Küchenfenster sah man auf den steinigen Hang eines künstlichen Bergs, auf den Fördermaschinen unablässig über stählerne Schienen Geröll schaufelten.

Ich hatte als sozialistischer Jungdichter mit meiner Bergmannsfamilie punkten können. Sogar meinen Zynismus nahm man hin, er wurde meiner Jugend gutgeschrieben. Meine Dichtung, sofern sie mir was bedeutet, hat mit dem Erzgebirge nichts zu tun. Das Erzgebirge nutzte ich, weil die proletarischen Anklänge bei den Funktionären Erfolg hatten, und da mir der Funktionärerfolg peinlich war, tat ich es insgeheim parodistisch. Ich spielte mit dem Kitsch wie dem Pathos, ich variierte ironisch unvermeidlich *Glück auf, der Steiger kommt*, und bei Kollegen machte ich Eindruck mit meiner pornographischen Ode *Der Tiefe Blühend Glücksstollen im Hinteren Grund*, in dem zur Illustration eines ziemlich rasanten Akts ausschließlich Bergwerksbegriffe verwendet wurden, von *Mundloch* und *Gezähe* über *Schmalzgrube*, *Vortriebsleistung* und *Schwanzhammerwerk* in die *untertägigen Weitungen*. Die Ode wurde sogar vertont, durch den Staatskomponisten Ringlewski: Der rhythmische, im Gestus kämpferische Choral mit seinem süßen, sich gleichsam auflösenden Schlußakkord war als Musik so überzeugend, daß ein erregter Zensor seinen Einspruch wegen „Dekadenz“ zurückzog. Ich bekam Preise und fuhr ins Ausland, und auf solch einer Fahrt, zwischen Staatsbesuch und Preisverleihung, machte ich in meiner Heimatstadt Station. Eigentlich war es der Höhepunkt meiner Karriere. In Nordkorea hatten mich tausend Junge Pioniere am Flughafen empfangen und, während ich über einen roten Teppich schritt, *Der Tiefe Blühend Glücksstollen im Hinteren Grund* gekräht – in koreanischer Übersetzung. In Dresden würde ich den *Großen Sächsischen Kulturpreis* entgegennehmen. Der Zwischenhalt in Aue galt weniger den Verwandten als meiner Selbstvergewisserung. Ich wurde in Ehren empfangen und übernachtete in Aue im *Blauen Engel*, um nicht die Schlafcouch meiner verbitterten Schwester beziehen zu müssen. Am nächsten Vormittag holte ich Elsa in ihrem Wohnblock ab, und wir fuhren

zusammen nach Schlema, das ich nicht wiedererkannte. Ich suchte den alten Gummibahnhof, fand mit Mühe zwischen den Halden die alte Lutherkirche und fluchte. Elsa saß feixend neben mir und schien die Irrfahrt zu genießen.

Endlich schloß ich vor dem braunen Häuschen jener Schreckensnächte meine kleine Großmutter in die Arme. Mein Erscheinen belebte ihre Erinnerung, und sofort flossen Tränen, nicht über meinen Erfolg, sondern über Großvaters langes, gräßliches Sterben. Ich hatte aus Korea ein Rollbild mitgebracht, das eine dekorative Flußlandschaft zeigte, und aus dem Berliner Intershop zwei Packungen Jacobs Krönung, eine Schachtel Sarottischokolade, eine Stange Camel und ein bernsteingelbes Parfüm in einer Flasche, die wie eine Handgranate aussah. Wir tranken Kaffee und aßen Eierschecken, Elsa erzählte von ihrer Misere und Großmutter vergoß Tränen über Onkel Bernhard, der letzte Woche ebenfalls an der Schneeberger Krankheit gestorben war. Ich blickte verstohlen in einen kleinen quadratischen Spiegel und sah einen kräftigen Mann mit straffen Wangen und selbstbewußten Zügen, der fehl am Platz war.

„Was haltet ihr von einer Spritztour?“ fragte ich.

Großmutter stimmte unerwartet froh zu: Sie wollte der Witwe von Onkel Bernhard Ostereier vorbeibringen, die sie selbst bemalt, mit Wachsmustern betupft und umhäkelt hatte. Wir fuhren also im Lada nach Schneeberg hinauf zu Onkel Bernhards Häuschen. Tante Frieda, mit einem schweren Kropf, der ihr über den Kragen quoll, begann sogleich mit seltsamer Hingabe die kahlen Sträucher in ihrem Gärtchen zu schmücken. Sie bat uns nicht herein, und wir froren im über den Bergrücken strömenden Wind. Ich erinnerte mich, daß Tante Frieda mich schon früher einmal nicht hereingebeten hatte. Damals hatte ich sie, als Kind, noch mit Vater besucht. Es war ein Bittgang meines Vaters gewesen, oder der Versuch einer Abbitte, deren Grund ich nie erfuhr. Vater ging langsam und in sich gekehrt neben mir, dabei auf seltsame Weise Rumpf und Schultern wie probeweise verrückend, als suche er in seinem Körper Raum für eine andere Seele. Auch damals war es kalt gewesen, und trotz der Kälte erwartete uns Tante Frieda nicht in der Stube, sondern vor der Hauswand sitzend in einem bis zur Kehle zugeknöpften Mantel. Mein Vater ging hin und kniete vor ihr nieder. Sie blickte zur Seite.

Himmel, war Schneeberg kalt im April! In Halle hatten vor zehn Tagen die Kirschbäume geblüht. Was wollte ich hier? „Machen wir einen Spaziergang?“ fragte ich.

Wir gingen ein paar Schritte vor die Stadt. Oma hing an meinem linken Arm, Elsa klebte hungrig und mißgünstig an meiner Rechten. Um sie nicht zu Wort kommen zu lassen, redete ich hauptsächlich mit Oma, die aber inzwischen müde und verwirrt war und mehrmals fragte: „Hammer itze schuu Mai?“

Als wir von Schneeberg aus nach Schlema hinabblickten, sagte Elsa: „Vergiß nicht, daß du dein Glück unserem Unglück verdankst.“

„Welches Glück“, antwortete ich spröde.

Ich hatte viel erreicht, aber glücklich war ich nicht; ich hatte Frau und Kinder verlassen, wurde von zwei Geliebten unter Druck gesetzt, hatte Alpträume und war rastlos. An diesen Verhältnissen war ich nicht unschuldig, aber am Unglück meiner Verwandten schon. Hatte etwa ich Großvater und Onkel Bernhard in die Zeche geschickt? Sie hatten sich krummgelegt, damit mein begabter Vater aufs Gymnasium konnte. Aber war ich schuld, daß er ihr Opfer nicht wert gewesen war?

Elsas Pech hatte damit begonnen, daß sie zehn Jahre älter war als ich. Sie war begabt gewesen und wurde gefördert, aber da sie dringend von der Familie fort wollte – später erfuhr ich, daß Vater ihr nachgestellt hatte –, brach sie die Realschule ab und wurde Sekretärin. Da sie einsam war, suchte sie Anschluß und fand ihn ausgerechnet beim BDM. Da sie tüchtig war, machte sie dort Karriere, was ihr nach dem Krieg

schadete. Da so viele Männer ihres Alters im Krieg geblieben waren, fand sie keinen. Es gab eine deprimierende Affäre mit einem verheirateten Meister der Blaufarbenwerke Niederpfannenstiel, danach nichts mehr. Lauter historisches Pech. Doch was konnte ich dafür?

Sie betrachtete mich mit glitzernden Augen, irgendwie verzehrend.

Andererseits hatte sie, da sie weiterhin begabt und tüchtig war, dann doch noch in der Hauptverwaltung der SDAG Wismut eine Art Karriere gemacht. Sie hatte eine Zweiraumwohnung mit Telefon und besaß ein Auto, keinen Lada wie ich, aber einen Trabi, sogar einen 601, der erst zwei Jahre alt war.

„Welches Unglück“, fragte ich.

Sie antwortete nicht. Wir blickten in das geschundene Schlematal hinab, seine Halden und Spitzkegel und Dreckhaufen und zerwühlten Wege, ich sah Staubwolken auffliegen und meinte das Brummen der Bagger und das Knirschen der Förderanlagen zu hören, tatsächlich aber war es still bis auf das leise Rauschen des Windes zwischen den niedrigen Häusern und die Fehlzündungen eines Mopeds aus den Gassen hinter uns. Großmutter blickte hoch und fragte: „Iss denn nu schuu Mai?“

„Nein“, sagte ich, „es ist der 17. April.“

Sie seufzte: „De oarmen Veechel!“

© Petra Morsbach